Africa - 3

Kleine Hermannsburger Missionsschriften Nr. 5.

Der Sulukrieg
in Südafrika.

Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg i. H.

Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg i. H.

Louis Harms als Missionsmann.

Missionsgedanken und Missionstaten des Begründers der Hermannsburger Mission

Von W. Wendebourg,
Pastor in Kl. Mahner.

Mit 18 Abbildungen. XIII und 431 Seiten.
Leinen gebunden Mk. 3.60.

Um zum Lesen dieses neuesten Buches über den großen Missionsmann unseres Heimatlandes anzuregen, geben wir einen Auszug aus seinem Inhaltsverzeichnis: „Wie Louis Harms ein Missionsfreund und Missionsarbeiter geworden ist". „Die Begründung der Missionspflicht der Christen durch L. Harms." „Die Gründung und Leitung der Missionsanstalt in Hermannsburg". „Die kirchliche Stellung der Hermannsburger Mission". „Wie L. Harms für die Mission gebetet hat". „Wie L. Harms zu seinen reichen Missionsgaben gekommen ist". „Die Missionsfeste in Hermannsburg zur Zeit von L. Harms". „L. Harms als Missionsfestprediger". „Die Kandaze". „Die von L. Harms und seinen Missionaren befolgten Missionsgrundsätze". „Die Mission in den Heidenländern". — Wer ließe sich nicht gern davon erzählen! . . . . . Wer Stoff zu Missionsstunden sucht, wird ihn hier reichlich finden. Es sei auch angelegentlichst den Schul- und Gemeindebibliotheken zur Anschaffung empfohlen — es wird gewiß von da aus den Weg in die Häuser finden, und sicherlich wird auch mancher sich finden, der die Ausgabe von 3.60 nicht scheut, um dieses neueste Buch über Louis Harms in eigenem Besitz zu bekommen. es hilft ihm gut, den großen Hermannsburger Missionsmann kennen zu lernen — diesen Mann mit dem überwindenden Glauben und Hoffen, mit der tiefgegründeten, weitreichenden Liebe. mit dem scharfen Verstande, dem lebhaften Empfinden und dem festen Willen, der auf dem Boden unserer niedersächsischen Heimat gewachsen, seine Heimat so lieb hatte und es so meisterhaft verstand, in seiner einfachen, ungekünstelten, anschaulichen, gemütvollen, bald zarten, bald derben, bald humorvollen und doch immer kraftvollen Weise den Kindern seiner Heimat zu Herzen zu reden, daß sie von ihm urteilten: „Dat geiht to Harten un dat kann man allens verstahn un beholen."

(Stader Sonntagsblatt.)

Sulukrieger.

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Columbia University Libraries

https://archive.org/details/sulukrieginsudaf00unse

Manchem Leser mag es vielleicht etwas befremdend sein, wenn er die Beschreibung eines Krieges in einer Missionsschrift findet; er mag denken: Kriegsgeschichten eignen sich doch wohl nicht für Missionsschriften. Diese sollen ja doch von dem berichten, was in der Mission geschieht, wie dort gearbeitet wird und mit welchem Erfolge. Freilich sind Krieg und Missionsarbeit ganz verschiedene Dinge, verschieden sowohl hinsichtlich der Gesinnung, aus der sie entspringen, als auch der Ziele, die sie erstreben. Aber wir wissen ja, daß Kriege in engster Beziehung zur Gründung und Erbauung der Kirche Christi stehen, indem sie durch die wunderbare und allweise Regierung unsers Gottes oft Zustände wegräumen, die dem Kommen des Reiches Gottes hinderlich, und andere herbeiführen, die demselben förderlich sind. Dies trifft nun auch besonders augenfällig zu hinsichtlich des Sulukrieges. Denn vor dem Kriege waren die Verhältnisse des Suluvolkes derart, daß sie dem Kommen des Reiches Gottes hinderlich waren. Das Suluvolk, mit seinem Könige Cetshwayo an der Spitze, war zu stolz, als daß sie der Stimme des Evangeliums hätten Gehör gegeben. Wilder, roher, militärischer Sinn, die Lust, Blut zu vergießen und schwächere Stämme zu unterdrücken und zu berauben, erfüllte ihre ganze Seele und erstickte alle menschlichen Gefühle. Buße zu tun und in die Fußstapfen dessen zu treten, der sanftmütig und von Herzen demütig ist, wiesen sie mit Verachtung von sich; das kam ihnen vor als Charakterschwäche, die sich für einen Sulukrieger nicht zieme. „Meine Soldaten sollen keine Christen werden," sagte Cetshwayo. Dieser Stolz ist in dem Kriege gründlich niedergeschlagen, und die Wurzeln, aus denen ihm seine Nahrung floß, nämlich das Königtum Cetshwayos und seiner Nachkommen, sind ihm entrissen. Jetzt lassen die Sulu schon anders mit sich reden, ihre

3245

vermeintliche Größe ist in den Staub gesunken, und die Erinnerung daran macht es ihnen begreiflich, daß ihre Größe eitler Wahn war. Sie gestehen nun zu, daß die Missionare recht hatten, die sie eindringlich warnten und auf den Weg des Friedens zu bringen suchten. Wir sehen also, daß der Sulukrieg reichen Segen für die Mission gebracht hat. Er bildet einen Wendepunkt in der Geschichte der Sulumission und ist mit dem Leben und der Arbeit der sowohl vor dem Kriege als auch während desselben im Sululande weilenden Missionare so innig verflochten, daß er selber als ein Stück Missionsgeschichte angesehen werden muß. Außerdem ist dieser Krieg und dessen Abschluß für die Sicherstellung friedlicher Zustände des bürgerlichen Lebens in Natal und Transvaal und über deren Grenzen hinaus von großer Bedeutung. Denn die beständigen Unruhen im Sululande waren wie Wellenschläge, die alle Gemüter in Natal, Transvaal und noch weiter stets in Unruhe brachten. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, dürfte eine Beschreibung des Sulukrieges in einer Missionsschrift gerechtfertigt erscheinen.

Der Sulukrieg begann zu Anfang des Jahres 1879 zwischen den Sulu und den Engländern. Was war denn die Ursache desselben? In erster Linie die kriegerische Gesinnung des Suluvolkes und seines Königs Cetshwayo. Umpande, der Vater Cetshwayos und dessen Vorgänger in der Regierung, war ein friedliebender Fürst gewesen und seinen kriegerischen Brüdern Tyaka und Dingane sehr unähnlich. Gegen die weiße Nation war er gutmütig und wohlwollend, gestattete auch Missionaren, die Arbeit unter seinem Volke zu beginnen. Gegen die holländischen Bauern in Transvaal, die ihm im Kriege gegen seinen Bruder Dingane zum Siege verholfen und ihn zum Könige des Suluvolkes gekrönt hatten, zeigte er sich stets dankbar, räumte ihnen an der Grenze immer mehr Land ein zu Bau- und Weideplätzen. Die Bauern benutzten dann seine Gunst auch zu eigenmächtigem Vordringen und Grenzerweiterungen. Denn diese sind eben nicht sehr wählerisch in den Mitteln, wenn es sich darum handelt, sich Land anzueignen. Das Volk führte deshalb bittere Klage über das Vordringen der Bauern und war voll Haß gegen sie. Cetshwayo, im Gegensatz zu seinem Vater, stand auf der Seite des Volks. Gern würde er sich an die Spitze desselben gestellt und es mit den Bauern ausgefochten haben. Doch das ging nun einmal deshalb nicht, weil er die Bauern zu gut kannte als vortreffliche Schützen, gegen die mit Assagaien nichts auszu-

richten war, und zum andern, weil er auch nicht so respektlos gegen den Willen des königlichen Vaters handeln konnte.

Umpande starb 1873, und damit nahm die Sache eine andere Wendung. Cetshwayo, als der älteste Sohn des Vaters, war rechtmäßiger Thronerbe und hatte auch unter dem Volke den größten Anhang. Denn sie wußten, daß er mit Haß und Groll gegen die Bauern erfüllt war, und konnten deshalb hoffen, in ihm einen guten Vertreter ihrer, nach ihrer Meinung verletzten Rechte zu haben. Doch nicht nur dem Vordringen der Bauern mit bewaffneter Hand zu wehren, war ihr Wunsch. Das stille Kasernenleben unter Umpandes friedliebender Regierung war dem Suluvolke, das zur Zeit Tyakas und Dinganes an Krieg und Blutvergießen gewöhnt gewesen, viel zu langweilig. Zwar wurde auch unter Umpande das Soldatenleben durch manche belustigenden Zwischenfälle, wie Jagdpartien, Fechtübungen, Raubausfälle in das benachbarte Amazwasiland und andere blutige Waffentaten, innerhalb des Landes selbst ausgeführt, erheitert; aber dies alles konnte dem rohen kriegerischen Volke auch nicht annähernd Ersatz bieten für das, was es früher gehabt hatte. Das Volk lebte mit seinen Gedanken und Gefühlen ganz in der Tyakaschen Zeit. Man wurde nicht müde, Tyakas Heldentaten zu erzählen und zu besingen. Selbst ältere ruhigere Gemüter wurden ganz begeistert, wenn man auf jene frühere Zeit zu sprechen kam. Damals, hieß es, waren wir noch Männer; aber jetzt sind wir alte Weiber und müssen zu Hause sitzen. Die Tyakasche Zeit wünschte man sich zurück. Auch für diese Wünsche hatte Cetshwayo ein geneigtes Ohr, und er hatte schon mehrere Proben geliefert, welche zeigten, daß ein gut Teil der Tyakaschen Natur in ihm steckte. Deshalb war er auch beliebt beim größten Teil des Volkes.

Trotzdem aber, daß er rechtlicher Thronerbe war und das Volk ihm anhing, hielt man es dennoch für möglich, daß Erbfolgestreitigkeiten unter des Königs Söhnen entstehen könnten. Um diese zu verhüten, wandten sich die Obern des Volkes nach dem Ableben Umpandes an die englische Regierung in Natal mit dem Gesuch, durch einen Abgeordneten Cetshwayo als Sulukönig krönen zu wollen. Die englische Regierung ging darauf ein. Denn einerseits mußte es ihr als christliche Obrigkeit daran liegen, daß an Stelle der bisherigen unmenschlichen, mörderischen Regierungsweise im Sululande, der so viele Unschuldige zum Opfer gefallen waren, ein menschliches, auf Rechtsgrundsätze gegründetes Gerichtsverfahren eingeführt wurde, und

andererseits mußte sie im eigenen Interesse wünschen, durch irgend welche Mittel den kriegerischen Uebermut der Sulu, von denen Natal stets Gefahr drohte, zu dämpfen. Dazu bot ihr jenes Gesuch eine willkommene Gelegenheit. Die englische Regierung stellte mehrere Verordnungen auf, die dem zu krönenden Cetshwayo und dessen Ministern zur Unterschrift vorgelegt werden sollten, und von deren Annahme die Krönung abhängig gemacht wurde. Der damalige Sekretär für Kaffernangelegenheiten, Shepstone, wurde mit dieser Schrift abgesandt, um den Krönungsakt zu vollziehen. Die Schrift wurde unterschrieben, freilich mit sichtbarem Widerwillen, der deutlich genug kund gab, daß man nicht willens war, das Unterschriebene zu halten; und Cetshwayo wurde gekrönt.

Die englische Vormundschaft gefiel ihm nicht, wie sein Verhalten alsbald bewies. Dennoch wollte er mit der englischen Regierung auf freundschaftlichem Fuße stehn, natürlich aus keinem andern Grunde, als aus dieser Freundschaft Vorteile für die Durchführung seiner Pläne zu ziehn. Er wollte nämlich das Land, das die Bauern von Umpande teils geschenkt bekommen, teils, wie jene vorgaben, gekauft hatten, wieder zurück haben und dachte das mit Hülfe der Engländer zu erreichen. Denn weil die Sulu damals noch keine Feuerwaffen hatten, so getraute er sich nicht, den Kampf allein mit den Bauern aufzunehmen. Er wandte sich fortwährend bittend an die Engländer. Diese aber wollten sich auf diese verwickelte Landfrage nicht einlassen. Zwar brachten sie eine Konferenz, die aus Abgeordneten der Bauern und der Sulu bestand und unter englischem Vorsitze abgehalten wurde, zu stande, die aber zu nichts weiter führte, als daß die Sulu noch aufgeregter und erboster wurden. Und da die Engländer nichts weiter tun wollten und konnten, so blieb Cetshwayo nichts anderes übrig, als Mittel und Wege zu finden, die ihn in den Stand setzten, auf eigene Faust den Kampf mit den Bauern auszufechten. Dazu fehlten ihm, glaubte er, nur Flinten und Munition. Aber woher die nehmen? Nach englischen Gesetzen war das Verkaufen von Flinten und Munition an die Kaffern bei schwerer Strafe verboten. Aber dennoch taten sich Schmutzquellen genug auf, die so ergiebig waren, daß sie in zwei bis drei Jahren das ganze Sululand mit Feuerwaffen und Munition fast überschwemmten. Man ging schon damit um, sogar die Mädchen mit Flinten zu bewaffnen. Ein gewisser John Dunn, der Sohn eines englischen Arztes, früher Sekretär im Office einer Magistratur in

Natal, hatte sich im Sululande angesiedelt und durch Annahme heidnischer Sitten, namentlich durch Polygamie mit schwarzen Weibern, und durch andere Dienstleistungen bei Cetshwayo und dem Suluvolke beliebt gemacht, sodaß er Ratgeber und Führer des Königs in allen wichtigen Angelegenheiten wurde. Dieser hat denn auch im Flinten- und Munitionsverkaufen das meiste geleistet; er wußte sie auf Umwegen fuderweise herbeizuschaffen, und man konnte ihm gesetzlich nichts anhaben. Er wurde nicht nur enorm reich dabei, sondern erntete obendrein auch Lob und Ehre. Die Missionare dagegen, denen es nicht gegeben ist, solche Mittel anzuwenden, waren verachtet. Denn sie hatten ja nichts weiter zu bieten, als das unscheinbare verachtete Wort vom Kreuze.

Der Besitz der Feuerwaffen machte die Sulu rasend toll und steigerte ihren Hochmut auf die höchste Spitze. Ihre Anmaßungen und Forderungen kannten kein Maß; denn sie hielten sich für unüberwindlich. Ihre Grenzen wollten sie weit ins Bauernland hinein ausdehnen und dort Land beanspruchen, bloß aus dem Grunde, weil Tyaka sich früher einige Male erlaubt hatte, mit seiner Bande dort zu jagen. Gern wollte Cetshwayo schon mit einem Kriegsheer ins Bauernland eindringen; aber die Engländer, mit denen er es noch nicht gern verderben wollte, hielten ihn davon zurück. Und das war ein Glück für die Bauern. Denn diese waren damals mit dem Bapedihäuptling Sekukuni in Krieg verwickelt und hatten mit dem vollauf zu tun. Hätte dazu Cetshwayo ihnen auch noch seine wilden Horden ins Land geschickt, dann wäre es ihnen jämmerlich gegangen.

1877 annektierten die Engländer die Transvaal-Republik und das Land, um das die Bauern und die Sulu sich gestritten, kam damit in den Besitz der Engländer. Nun glaubte man, daß der Streit zu Ende sein, und Cetshwayo keine Ansprüche mehr auf jenes Land machen würde. Daß die Sulu auch mit eben so frecher Stirn den Engländern wie zuvor den Bauern gegenüber Ansprüche erheben würden, das dachte man nicht. Cetshwayo nannte Shepstone, weil von ihm gekrönt, seinen Vater und sich sein Kind. Daß der Sohn so ungezogen sein würde, das Land aus den Händen des Vaters zurück zu fordern, das ließ man sich englischerseits nicht einfallen. Es tat sich jedoch bald kund, daß man sich sehr verrechnet hatte. Gleich nach der Annexion des Bauernlandes ließ Shepstone Cetshwayo melden, daß das ganze Bauernland und auch das

bestrittene Land nun englisches Besitztum sei. Nun war es auf einmal mit der Vater- und Sohnschaft aus, und Shepstone war der gehaßteste Mann. Von jetzt an wurden die Sulu bittere Feinde der Engländer, und das oben erwähnte Land mit Waffengewalt auch aus den Händen der Engländer zurück zu erobern, das war allgemeines Geschrei. Nicht nur die Engländer waren Gegenstand ihres bittern Hasses, sondern alle Weißen überhaupt. Auch die Missionare hatten darunter zu leiden. Mitten ins Bauernland hinein baute Cetshwayo seine Soldatenkraale, beraubte die Bauern und richtete allerlei Zerstörungen an, sodaß viele Bauern ihre Plätze verlassen mußten, auch drang er in Natal ein, um einige Sulu, die dorthin geflüchtet waren, zurück zu holen. Nicht weniger tobten Mordlust und wilde Leidenschaften innerhalb der Grenzen selbst. Auf dem Jahresfeste 1877 gerieten etliche Regimenter mit einander in Streit, und es entstand ein großes Blutbad. Das „Ausriechen" der Zauberdoktoren ging gegen das englische Gesetz im Schwange, wie wohl niemals vorher, und mancher Unschuldige wurde hingemordet. Um das Maß voll zu machen, mußte auch Christenblut vergossen werden, wie z. B. auf den Stationen Inyezane und Etyowe. Alle Leidenschaften waren entfesselt, alles drängte unaufhaltbar auf eine Entscheidung. Die sollte dann auch bald eintreten.

1878, wenn ich nicht irre, war es im März, sandte Shepstone uns Missionaren im Sululande die Botschaft, wir sollten innerhalb weniger Wochen aus dem Sululande hinausziehn, weil es dort nicht mehr sicher für uns sein würde. In der Erwartung, daß bald etwas Entscheidendes eintreten würde, und in der Ueberzeugung, daß wir unter den Verhältnissen, wie sie waren, nichts mehr ausrichten konnten, packten wir etliche Habseligkeiten zusammen und zogen traurig aus dem Lande hinaus, um uns in Natal einen Zufluchtsort zu suchen. Der Gedanke, so viele Jahre nur tauben Ohren gepredigt zu haben und die Stationen, die mit so viel Kosten und im Schweiße des Angesichts hergerichtet waren, dem Raube und der Zerstörung zu übergeben, war sehr schmerzlich und niederdrückend. Doch es war die Hand des allmächtigen Gottes, die da demütigt, aber dann auch wieder erhöhet, und diese Hoffnung linderte den Schmerz. Bald nach unserer Ankunft in Natal kam Bartle Frere, der damals Gouverneur in Kapstadt und Oberkommissar von Südafrika war, von Kapstadt herauf nach Natal, um mit Cetshwayo und seiner Regierung zu unter-

handeln. Im Anschluß an die von Cetshwayo bei der Krönung unterschriebenen englischen Gesetze stellte er mehrere Anforderungen, die sämtlich darauf hinzielten, die Verhältnisse also zu ordnen, daß sowohl dem Morden und Blutvergießen innerhalb des Sululandes gesteuert als auch Frieden und Ruhe in

Der Sulukönig Cetshwayo, gest. 1884.

Natal und Transvaal, die stets von den Sulu beunruhigt wurden, gesichert würden. Cetshwayo sollte kein stehendes Militär halten, sollte hinfort den Jünglingen, die sich nach dem Sulugesetze nicht ohne die Erlaubnis des Königs verheiraten durften, in

Sachen der Verheiratung kein Hindernis in den Weg legen, und ferner sollte er die Grenzbestimmung der Engländer anerkennen. Im Ultimatum, das ihm eine Bedenkzeit gab, die bis Mitte Januar 1879 reichte, wurden dem Cetshwayo diese Forderungen vorgelegt, von deren Annahme oder Nichtannahme Frieden oder Krieg abhängen sollten. Cetshwayo und seine Häuptlinge nahmen die Forderungen nicht an; nur Ham, Cetshwayos Bruder, mahnte dringend zur Annahme und riet entschieden von dem Kriege mit den Engländern ab, er wurde aber bitter darum angefeindet. Bald darauf trat dieser zu den Engländern über.

Nun war der Krieg da. Schon immer hatte Cetshwayo die englische Regierung um die Erlaubnis gebeten, seine rostenden Spieße waschen, d. h. mit Blut waschen zu dürfen. Nun fand er Gelegenheit dazu. Schon vor Absendung des Ultimatums war das englische Heer organisiert und stand in 4 Abteilungen getrennt zur Deckung an den Grenzen von der Küste an bis nach Lüneburg hinauf. Nachdem Cetshwayo jene Forderungen zurückgewiesen, überschritten alsbald alle 4 Abteilungen die Grenze. Ihr Plan war, das Suluheer von den Grenzen aus ins Innere zurückzutreiben, um es dann nötigenfalls mit vereinter Macht zu schlagen. Das wäre vielleicht auch gelungen, wenn die Engländer nicht so siegesgewiß und sicher gewesen wären. Die eine Abteilung unter der Führung des Oberst Pearson erfocht freilich den Sieg über ein Suluheer, das sich in der Nähe unserer Station Emvujini ihm entgegenstellte, drang dann weiter, ohne auf Widerstand zu stoßen, bis nach Etyowe, einer norwegischen Station, vor, aber hier ereilte ihn die Nachricht von der schrecklichen Niederlage des englischen Heeres bei Isandhlwana mit dem Befehl, nicht weiter vorzudringen; auch die beiden andern Heeresabteilungen erhielten dieselbe Anweisung. Jene Abteilung bei Isandhlwana war total vernichtet. Sorglos hatten sie sich dort gelagert, ohne, wie man erzählt, sich im geringsten zu verschanzen. Als dann am Morgen die Nachricht kommt, ein Suluheer sei im Anzuge, gehen sie demselben siegesgewiß entgegen, ohne sich genügend mit Munition zu versehen. Sie griffen die Sulu tapfer an, und letztere begaben sich schon auf die Flucht. Den Engländern aber war die Munition ausgegangen, die Sulu merkten das, kehrten um und das ganze englische Heer löste sich auf und eilte, von den Sulu verfolgt, in wilder Flucht dem Lager zu Hier angekommen, wurden sie niedergemacht, und wenige retteten sich durch die Flucht. Alles

wurde nun Kriegsbeute der Sulu, Waffen, Munition und die Kriegskasse. Nun aber drohte auch Natal die größte Gefahr. Die in der nächsten Nähe wohnten, flohen in die englischen Festungen, andere nach Maritzburg und nach Durban, der Hafenstadt, um sich im Falle der Not auf die Schiffe zu begeben. Denn daß die Sulu, durch diesen Sieg ermutigt, in Natal eindringen würden, konnte man voraussehen. Sie kamen auch herüber an demselben Abend, warfen sich mit aller Macht auf eine kleine Besatzung englischer Soldaten, die sich in der Eile nur notdürftig hatten verschanzen können. Hier gab es einen harten Kampf die halbe Nacht hindurch, die Sulu kamen immer scharenweise heran, um hineinzudringen, wurden aber tapfer zurückgeschlagen, bis sie endlich, durch große Verluste ermüdet, abzogen und sich ins Sululand zurückbegaben und, Gott sei Dank! auch nicht wieder versuchten, herüber zu kommen. Gott der HErr fügte es, daß durch den tapfern Widerstand der kleinen Besatzung an Rorke's Drift Natal vom Untergange errettet wurde. Wären die Sulu hier nicht zurückgeschlagen, dann hätten sie ganz Natal überschwemmt und, ohne Widerstand zu finden, alles niedergemacht und zerstört. Denn alle Truppen waren im Sululande, nur eine kleine Schar Freiwilliger war geblieben; aber was würde die ausgerichtet haben!

Alles war nun ins Stocken geraten, die englischen Truppen saßen zum größten Teil im Sululande wie Gefangene in ihren Festungen, von den Sulu bestürmt und überwacht, und warteten auf Verstärkung und Ersatztruppen, die aber erst von England herüber kommen mußten. Cetshwayo triumphierte und sagte spöttisch: Nun haben wir die Ratten in der Falle, da sollen sie aushungern. Ihre Not wurde zum Teil auch groß genug, so daß das Heer auf Etyowe fast dem Verhungern nahe war, denn es gingen fast zwei Monate hin, bis Verstärkung von England kam, und bis dahin war jegliche Zufuhr abgeschnitten. In dieser Zeit wurden auch unsere sämtlichen Missionsstationen niedergebrannt, und zwar nicht aus Haß gegen die Missionare, denen das Suluvolk noch immer gewogen war, sondern aus Furcht, daß die englischen Truppen auch die übrigen Stationen ebenso wie Etyowe in Beschlag nehmen und Festungen daraus machen würden.

Endlich nach langem Warten kamen neue Truppen von England. In zwei Heeresabteilungen ging es nun hinein ins Sululand, und in zwei hartnäckigen Schlachten blieben die Engländer Sieger. Die Sulu erklärten sich für besiegt. Cetshwayo

floh und versteckte sich in den Büschen, wurde aber nach langem Suchen aus seinem Verstecke herausgeholt und als Gefangener nach Kapstadt in die Festung gebracht. Das war Ende 1879.

Mit der Gefangennahme Cetshwayos war der Krieg beendigt. Die Sulu ergaben sich bedingungslos und erwarteten nichts anderes, als unter die Herrschaft der Engländer gestellt zu werden. Hätten die Engländer das Land nun gleich annektiert und englische Regierungsbeamte eingesetzt, so würden sie nicht nur keinen Widerspruch gefunden, sondern vielmehr ganz nach dem Wunsche der Sulu gehandelt haben. Dazu wäre dies eine wahre Wohltat fürs Sululand gewesen, und die traurigen Ereignisse, die infolge der verkehrten Einrichtungen bald eintraten, würden dann wohl vermieden worden sein. Aber der englische General Sir Garnet Wolseley, der die Suluverhältnisse wenig kannte und auch wohl, in politischen Vorurteilen befangen, nicht erkennen konnte, teilte das Sululand in 13 Regierungsbezirke und setzte 13 Suluhäuptlinge als Regierungsbeamte ein, die alle selbständig und unabhängig von einander regieren sollten. Um wenigstens eine lose Verbindung herzustellen, wurde ein englischer Resident über das Ganze gesetzt, der aber in streitigen Sachen nichts zu richten und zu schlichten, sondern nur den Auftrag hatte, etwaige Klagen, die ihm vorgebracht wurden, anzuhören und sie an die englische Regierung zu berichten. Dazu war diese Teilung in Regierungsbezirke wider alle Natur und Geschichte, ja geradezu ein Zerreißen und Zerschneiden natürlicher Banden. Wie unter allen heidnischen Naturvölkern bestand auch unter den Sulu das patriarchalische Verhältnis. Die durch Geburt und Verwandtschaft Zusammengehörigen wohnen unter ihrem Stammesoberhaupte zusammen und werden von diesem regiert. G. Wolseley nahm hierauf gar keine Rücksicht; er schuf ganz neue Verhältnisse. Stämme und Länder wurden auseinandergerissen und deren Stammesoberhäupter abgesetzt. Neue Regierungsbezirke wurden gebildet, und an die Stelle der alten, abgesetzten Häuptlinge andere gesetzt, die zum Teil nicht beliebt waren oder wenig Ansehen und auch nicht einmal die Fähigkeit hatten, zu regieren. Die Mission und die Missionare, die schon so viele Jahre mit Aufopferung ihrer Kräfte dort gearbeitet und gewissermaßen ein Heimatsrecht im Sululande hatten, das selbst die Sulu pietätvoll anerkannten, wurden sehr rücksichtslos behandelt. Die Religion der Weißen, so sprach Wolseley den Sulu gegenüber, sollte ihnen nicht auf-

gedrungen werden; sie, die Sulu, sollten die freie Wahl haben, ob sie die alten Missionare wieder aufnehmen wollten oder nicht. Hätten die Sulu sich nicht freundlicher gegen die Missionare gezeigt als jener englische General, dann würde wohl kein Missionar auf seine Station zurückgekommen sein. Alle Häuptlinge mit ihren Untergebenen nahmen ihre alten Missionare mit Freuden wieder auf. Freilich war es bei den meisten nicht das Verlangen nach ihrem Seelenheile, das sie zu denselben hinzog, sondern der natürliche Zug alter Bekanntschaft. Die Missionare hatten ihnen in Krankheitsfällen und in anderer Hinsicht manche Dienste und Wohltaten erwiesen. Das wußten sie wohl zu schätzen. Nur J. Dunn, der englische Heide, der von der Regierung, trotzdem daß er durch seinen Flintenhandel das meiste zum Aufstande der Sulu beigetragen hatte, als regierender Häuptling über den größten Regierungsbezirk, der den dritten Teil des Sululandes umfaßte, gesetzt war, — nur er wollte die Missionare nicht wieder haben. Zwar wollte er sie unter gewissen Bedingungen wieder aufnehmen. Diese Bedingungen aber, die er stellte, waren derart, daß wir Missionare (Schreiber dieses gehörte auch zu ihnen) sie nicht annehmen und noch weniger, was er verlangte, unterschreiben konnten. So mußten wir denn mit schwerem Herzen unsere Stationen im Süd-Sululande eine Zeitlang aufgeben; die Sulu aber baten uns wiederholt und dringend, wieder zu kommen. — Die übrigen Missionare, die außerhalb Dunns Distrikt ihre Stationen hatten, gingen zurück und nahmen ihre Arbeit, obwohl mit schwerem Herzen, wieder in Angriff. Mit schwerem Herzen, sage ich; denn schwer war es, die mit so viel Arbeit und Kostenaufwand hergerichteten und in schönster Ordnung verlassenen Stationen eingeäschert und alles in wüster Unordnung wieder zu finden, und noch schwerer wurde es ihnen, im vorgerückten Alter sich noch einmal wieder der harten Arbeit zu unterziehen, die niedergebrannten Gebäude aufzubauen. Die Hoffnung auf bessere Zeiten erleichterte ja freilich die Arbeit; aber die Besorgnis, daß zunächst eine Zeit der Not und Drangsal kommen würde, trübte diese Hoffnung und lähmte die Arbeit. Denn es gehörte wenig politischer Verstand dazu, um einzusehen, daß die neuen Einrichtungen Wolseley's innere Kriege hervorrufen würden.

Was man befürchtet hatte, ließ nicht lange auf sich warten. Ueberall regte sich Unzufriedenheit mit den neuen Einrichtungen. Regiert wurde genug, denn es waren ihrer 13, die sich damit beschäftigten, aber unter ihnen gab es Neulinge, die sich

in der Kunst zu regieren zwar gern versuchten, aber darin oft mehr taten, als gut und heilsam war, und zu gehorchen hatten die Untertanen nur wenig Lust; Widersetzlichkeiten und Unruhen traten bald offen zu Tage. Die drei Regierungsbezirke im Nordsululande, wo Utyingwayo, Ham und Usipepu Häuptlinge waren, wurden Brutstätten revolutionärer Anschläge und Tummelplätze aufständischer Banden. Utyingwayo war ein unbedeutender Mann und einem andern angesehenen Häuptling, aus königlicher Familie gebürtig, unterworfen gewesen. Dieser Häuptling war nicht nur abgesetzt, sondern noch dazu jenem unbedeutenden Manne untergeordnet. Das setzte böses Blut. Ham dagegen hatte zwar als Königssohn Ansehen, aber wegen früherer Grausamkeit auch seine Feinde. Was ihm aber die meiste Feindschaft erregte, war, daß er es im Kriege mit den Engländern gehalten, mit diesen gegen die Sulu gekämpft und zum Lohn dafür von den Engländern das Amt der Regierung bekommen hatte. Umnyamana, der erste Minister Cetshwayos, kündigte an der Spitze aller Unzufriedenen Ham ausdrücklich den Gehorsam auf. Usipepu hatte auch seinen Gegner an Umdabuko, einem Vollbruder Cetshwayo's, der mit Usiwetu, seinem Halbbruder, in Usipepus Regierungskreise wohnte. Umdabuko hatte einen großen Anhang, auch Cetshwayos Frauen und Hofjungfern hatten sich um ihn gesammelt. Stolz auf seine königliche Hoheit, war er durchaus nicht gesonnen, sich Usipepu zu unterwerfen, einem Manne, der bis dahin sein Untergebener gewesen und, nach der Sprache der Sulu, des Königs Hund genannt wurde. Das mindeste, was er beanspruchte, war eine völlig unabhängige Stellung. Diese aber wollte Usipepu ihm nicht zugestehn! Er forderte von ihm, entweder sich unterzuordnen, oder aus seinem Lande zu ziehn. Umdabuko aber wollte weder das eine noch das andere, und da Usipepu von seiner Forderung nicht ablassen wollte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als ihn mit Waffengewalt auszutreiben. Freilich hatte er ja nach der neuen Einrichtung das Recht dazu; ob es klug war, das ist eine andere Frage. Jedenfalls aber war es ein harter Verstoß gegen alle Pietät, die ihm den bittersten Haß der Sulu, auch derjenigen zuzog, die sich sonst wohl in die Verhältnisse gefügt hätten.

Umdabuko, von Usipepu vertrieben, ging zu Umnyamana über. Letzterer wurde von nun an der Führer der revolutionären Partei, die sich aus allen Teilen des Landes immer mehr verstärkte. Ham nahmen sie sich hauptsächlich zur Zielscheibe.

Usipepu, dessen Tapferkeit und Ueberlegenheit sie fürchteten, wurde weniger beunruhigt. Aus Scheu gegen die englische Regierung wagte man noch nicht sogleich offene Angriffe. Man begnügte sich vorläufig mit stillschweigendem Ungehorsam oder mit der offenen Erklärung, daß man nicht willens sei, die regierenden Häuptlinge anzuerkennen. Der leitende Gedanke aber in beiden Fällen war immer der, die Gegner zum Kampfe aufzureizen. Und dieses gelang ihnen nur zu gut. Ham griff im September 1881 zu den Waffen, um die widerspenstigen Abaqulusi zum Gehorsam zu zwingen. Diese wurden total geschlagen, 500—800, wie man sagt, blieben auf dem Schlachtfelde. Die Uebriggebliebenen flohen und suchten sich einen andern Wohnort.

Hatte man gedacht, den ganzen Aufstand mit einem Schlage gedämpft zu haben, so mußte man sich bald überzeugen, daß man ihm nur neue Nahrung zugeführt hatte. Nicht einmal war die Macht der Abaqulusi durch ihre Niederlage gebrochen, sondern nur auf kurze Zeit gelähmt. Sie zogen sich einstweilen vom Kampfplatz zurück, aber nur, um sich zu sammeln und zu stärken, und die dadurch entstandene Lücke wurde von anderer Seite sofort wieder ausgefüllt. Hams Heer war von jener Schlacht noch nicht heimgekehrt, als schon ein großes Heer im Anzuge war und geradeswegs auf Hams Kraal losmarschierte, um ihm den Garaus zu machen. Der englische Resident kam glücklicherweise noch früh genug, es zum Stehen zu bringen und zum Rückzuge zu bewegen. Damit war freilich die drohende Gefahr für Ham abgewandt, Ruhe hatte er aber von jetzt an nicht mehr. Die feindliche Partei wuchs von Tag zu Tag und war in mehreren Abteilungen an den Grenzen verteilt, die alle unter der einheitlichen Leitung Umnyamanas standen und nach einem Plane handelten. Bald traten auch die Abaqulusi, die man für immer geschlagen hielt, wieder mit ihren Bundesgenossen in Reih und Glied, um die Scharte auszuwetzen. Ham war in bedrängter Lage. Seine Hauptmacht mußte er immer als Leibwache um sich haben, um sein eigenes Leben zu schützen, und die Grenzen blieben den Raub- und Mordanfällen der Feinde bloßgestellt. Nächtliche Ueberfälle wurden gemacht, die Familien in ihren Hütten verrammelt und verbrannt, und Hab und Gut wurde als Raub mitgenommen. Kurz gesagt, durch alle diese Vorgänge waren die Suluverhältnisse so verworren, daß, wenn nicht bald Abhülfe geschafft wurde, ein völliger Untergang des Suluvolkes die Folge sein mußte.

Die politischen Einrichtungen Wolseleys erwiesen sich als gänzlich verfehlt, und es war nicht mehr weiter damit zu kommen. Sie glichen einem im Morast festgetriebenen Fuhrwerke. Englische Politiker standen kopfschüttelnd davor und sannen, was damit zu machen sei. Nach vielem Hin- und Herberaten kam man zu der Ueberzeugung, daß hier keine Hebel zum Herausheben anzubringen seien und noch weniger ein fester, fahrbarer Boden zu finden sei. Was aber tun? So durfte es nicht lange mehr bleiben. Ganz Sululand stand in Feuer und Flammen und drohte darin verzehrt zu werden. War das englische Ministerium nach Beendigung des Sulukrieges grundsätzlich abgeneigt, das Land zu annektieren, so konnte es nun nach solchen Ereignissen noch weniger Lust dazu haben. Denn wäre das Land unter solchen Umständen annektiert, dann würden englische Regierungsbeamte einen schweren Stand gehabt haben. Eine bedeutende Militärmacht hätte ihnen schon zur Seite gestellt werden müssen, um die unruhigen Geister zu bändigen und Friede und Ordnung herzustellen. Die englische Regierung war den Suluverhältnissen gegenüber in einer bedrängten Lage. Einerseits wollte sie so wenig wie möglich, oder am liebsten garnicht mit dem Sululande sich zu schaffen machen; andererseits aber durfte sie ebenso wenig die Pflicht von der Hand weisen, Ruhe und Ordnung, die durch verkehrte Einrichtungen ihrerseits gestört waren, wieder herzustellen. So kam man auf den Gedanken, Cetshwayo aus der Gefangenschaft zurück zu rufen, und ihn unter gewissen seine Macht beschränkenden Bedingungen als König wieder einzusetzen. Unter seinem Szepter, dachte man, würden sich die streitenden Parteien wieder friedlich und brüderlich sammeln; und Cetshwayo, durch Besiegung und dreijährige Gefangenschaft gedemütigt, würde hinfort in dankbarer Gesinnung der englischen Regierung zugetan sein.

Cetshwayos Wiedereinsetzung erfolgte im Januar 1883. Die Bedingungen, die ihm gestellt wurden, gefielen ihm nicht. Er dachte das ganze Sulureich wieder zu bekommen, und nun sollte er nicht viel mehr haben als die Hälfte. Am Tage der Wiedereinsetzung sprach er gleich seine Unzufriedenheit aus und nahm die Bedingungen nur unter Protest, d. h. gar nicht an. Denn ohne die Antwort der englischen Regierung auf seinen Protest abzuwarten, handelte er sofort schnurstracks gegen die gestellten Bedingungen. Unter anderm durfte er keine Soldatenkraale wieder bauen und kein stehendes Heer halten. Das erste aber war, daß er seine Soldaten zusammenrief und den im

englischen Kriege zerstörten Hauptkraal, Undin genannt, wieder aufbaute. Und kaum waren 2 Monate nach seiner Rückkehr verflossen, als er schon ein Heer von 12 000 Mann wider Usipepu absandte. Dieser war vorher sein Untertan gewesen, und jetzt sollte er nach den neuesten Einrichtungen Englands selbstständiger Häuptling sein und neben ihm regieren. Das konnte sein Hochmut nicht vertragen. Usipepu hatte dem 12 000 Mann starken Heer nur 4000 Mann entgegen zu stellen. Cetshwayos großes Heer, unter der Anführung Umdabukos und Umnyamanas verließ sich auf seine große Uebermacht und ging siegesgewiß in Usipepus Land. Dieser ließ sie 3 Tage still gewähren; sie brannten alle Kraale ab, soweit sie kamen, und raubten Vieh nach Herzenslust. Im Triumphzuge drangen sie immer weiter vor, ohne auf Widerstand zu stoßen, bis zum Hauptkraal. Hier war alles still, der Kraal war verlassen, und es schien ihnen das liebliche Los des Beutemachens zuzufallen. Aber sie wurden bald schrecklich enttäuscht. Usipepu stand hier im Hinterhalte mit einem tapfern, schlagfertigen Heere. Es bedurfte nur einiger Flintenschüsse, und das große Heer Cetshwayos lief, von panischem Schrecken ergriffen, davon. Usipepu setzte den Flüchtlingen nach, verfolgte sie zwei Tage und es sollen 1000 auf der Flucht erschlagen sein. Mehrere Wochen brauchten sie, um sich von dem Schrecken zu erholen und sich wieder zu sammeln. Ham, Cetshwayos Bruder, trat auch zu Usipepu über und wurde sein treuer Bundesgenosse.

Nun kamen Tage des Schreckens und der Drangsale, wie sie noch nicht dagewesen waren. Die Missionsstationen wurden stark in Mitleidenschaft gezogen, und die Missionare mit ihren Familien hatten viel zu leiden. Einer unserer Brüder, Missionar Schröder, wurde auf seiner Station ermordet. Die Station Esihlengeni, auf welcher Schreiber dieses damals stationiert war, hatte namentlich viel zu leiden. Sie lag an der Grenze der feindlichen Gebiete, und gerade dort, wo beide Heere passierten, wenn sie zum Angriffe auf einander eindrangen; beide Heere haben nach einander hier ihre Lagerstätte gehabt. Hams Heer kam hier in der Nacht vor dem Sonntag Kantate an. Als wir des Morgens aufstanden, fanden wir uns rundumher umgeben von 3—400 Soldaten, die ihr Lager aufgeschlagen hatten, um von hier aus ihre Raubausfälle in des Feindes Land zu machen. Zehn volle Tage hielten sie sich hier auf, gingen fast jeden Tag auf Morden, Brennen und Rauben aus. Gegen Mittag kamen sie zurück, und den Nachmittag

brachten sie damit zu, ihre Heldentaten zu besingen und zu beklatschen, oder das Vieh, was sie geraubt, zu schlachten und zu verzehren. Das war ein Höllenlärm. Meine Frau wurde krank davon und mußte sich hinlegen. Uebrigens konnten wir sonst über Hams Soldaten nicht klagen; sie gingen in den Gottesdienst und haben uns auch nichts entwendet. Bald bot die nächste Nähe hier keine Arbeit und Beute mehr genug. Nach 10 Tagen zogen sie ab, um entferntere Gegenden in Angriff zu nehmen. Dies gab uns vorläufig eine kleine Erholungszeit, die bis in die Pfingstwoche hinein dauerte.

Cetshwayo mußte es wochenlang ansehen, daß die Feinde in seinem Lande ungestört ihre Blutarbeit trieben, Kraale aufbrannten und mordeten und konnte nur froh sein, wenn er selbst verschont blieb. Denn sein Heer war zerstreut und wagte sich nicht aus dem Verstecke hervor. Endlich nach mehreren Wochen war es ihm gelungen, es wieder zusammen zu bringen und zu verstärken. Aber mit Usipepu anzubinden, hatte er vorläufig keine Lust; zuerst wollte er mit Ham, dem Schwächeren, beginnen, um nach dessen Besiegung es mit jenem Stärkeren aufzunehmen. In der Nacht vom Donnerstag vor Pfingsten 1883 war Cetshwayos Heer, u Sutu genannt, unerwartet und unvermerkt in unsere Nähe gekommen. Hams Spione kamen des Morgens eiligen Schrittes zurück und meldeten, daß ein großes Heer in der Nähe sei. Alle kamen in Unruhe und flohen. Hams Leute wollten auch uns bewegen, mit ihnen zu fliehen. „Sie werden euch töten," sagten sie, „ihr kennt die Sutu noch nicht." Wir blieben jedoch in Gottes Namen, und Ihm sei Dank und Ehre; denn Er hat uns mit treuer Hand durch die schwere Zeit hindurch geführt. „Ihr kennt die Sutu nicht," sagten Hams Leute, und sie hatten recht. Wir kannten sie nicht, sollten aber bald auf unangenehme Weise mit ihnen bekannt werden.

Hams Leute flohen alle zunächst nach seinem Hauptkraal; drei alte Mütter, die nicht mit konnten, kamen zu uns auf die Station, mehr kriechend als gehend. Kaum waren die Flüchtlinge fort, als schon große Schwärme von den u Sutu aus den Büschen hervortauchten und sich oben auf die Berge stellten, von denen die Station umgeben ist. Weiter kamen sie den Tag noch nicht. Am andern Morgen, Freitag vor Pfingsten, kam eine Gesandtschaft von Umnyamana, dem Anführer des königlichen Heeres, 50—80 Mann stark, zu mir mit dem Auftrage, mich abzuholen und zum Heere zu bringen. Es half kein

Sträuben dagegen, ich mußte mit. Umnyamana fragte mich, wo mein Kriegsheer sei. Ich antwortete ihm, ich hätte kein Kriegsheer. „Du bist Hams Freund und hältst es mit ihm," erwiderte er. Ich konnte ihm mit gutem Gewissen bezeugen, daß ich mich in Kriegsangelegenheiten nicht mische, daß ich vielmehr Cetshwayo anerkenne, da er ja von der englischen Regierung als König eingesetzt sei. Auch brachte ich ihm in Erinnerung, daß ich selbst bei Cetshwayo kurz nach seiner Rückkehr gewesen sei, um ihm meine Huldigung darzubringen, und er, Umnyamana, habe mich dort selbst gesehen und begrüßt. Darauf wurde er etwas freundlicher, brach die Unterredung mit mir ab und

Kriegstanz der Sulu.

wandte sich an den Jungen, den ich mitgenommen hatte, und der ihm erzählte, daß Hams Heer zum größten Teile fort sei, und daß er nur eine kleine Abteilung zur Bedeckung um sich habe. Diesen günstigen Augenblick wollte er gleich benutzen, um Ham zu überfallen. Ich wollte gehen, aber er sagte: „Nein, bleibe, ich gehe gleich mit bei deinem Hause vorbei." Das Heer wurde zusammengerufen und aufgestellt, in 4 Reihen einen Kreis bildend. Nun begannen die Zaubereien. Der Zauberdoktor lief in verschiedenen Richtungen hin und zurück, die Zauberflöte blasend. Darauf nahm er den Medizintopf, ging erst innerhalb des Kreises der Reihe nach herum, tauchte mit einem Kuhschwanz in den Zaubertopf und besprengte damit die

Krieger, darauf ging er außerhalb des Kreises auch der Reihe nach herum, um dasselbe bei denen, die in den Hinterreihen standen, zu wiederholen. Dies sollte sie schützen gegen Kugeln und Stiche. Damit ging die Zeit hin und der Abend rückte heran. Ich dachte mit Besorgnis an meine arme Frau, die mit den beiden von uns angenommenen, schwarzen Kindern zu Hause war und nicht wußte, wie es um mich stand. Ich machte Umnyamana Vorstellungen darüber und bat ihn, er möchte mir Leute zur Begleitung mitgeben, damit ich voraufginge. Er hatte dann auch Erbarmen und erfüllte meine Bitte. Ich ging vorauf, das Heer kam gleich raschen Schrittes hinter mir her, und es schien, als ob ich der Führer wäre. Meine Frau war hocherfreut, als sie mich sah. Sie hatte sich die Augen rot geweint, geseufzt und gebetet. Während meiner Abwesenheit war Hams Heer zurückgekommen, und ich ließ Umnyamana das melden.

Durch Gottes gnädige Fügung war der Mordplan nun vereitelt. Wäre das große Heer nach Hams Kraal gekommen, der garnicht weit von der Station entfernt ist, dann wäre wahrscheinlich ein Kampfgewühl entstanden, das sich bis zur Station hingezogen hätte. Die Sutu lagerten sich; denn meine Meldung, Hams Heer sei zurück, änderte sofort den Entschluß, Ham zu überfallen. Sie zogen es vor, die Pfingsttage in unserer Nähe zu weilen, und bereiteten uns ein solches Fest, wie wir in unserm Leben noch nicht gehabt hatten. Hams Leute nämlich hatten uns, als sie flüchteten, mehrere Sachen zur Verwahrung aufgedrungen, ich hatte ihnen aber gleich gesagt, daß, wenn Cetshwayos Heer, die Sutu, kämen und Nachsuche hielten, ich sie nicht schützen könnte. Diese Sachen nun wurden die Ursache vieler Plagen und Quälereien und mußten auch zum Vorwande der Zerstörung und Beraubung unsers Eigentums dienen. Den ersten Pfingstmorgen gingen die Quälereien schon an und hörten beide Pfingsttage über nicht auf, sodaß an Gottesdienst garnicht zu denken war. Es war ihnen schon längst hinterbracht, daß wir Sachen von Ham in Verwahrung hätten. Auf ihre Forderung mußte ich alles herausgeben. Aber damit war es noch nicht aus. Jeden Tag umlärmten sie das Haus und durchsuchten alles; Kisten und Kasten mußten wir aufschließen, und manches wurde geraubt. Aber es sollte noch schlimmer kommen,

Ham floh in den Pfingsttagen mit seinem Heere vor dem überlegenen Feinde und versteckte sich in einer Höhle, 5 bis 6 Stunden von unserer Station entfernt. Das Sutuheer zog ihm gleich nach. Unsere Freude war groß, als wir diese Plage-

geister vorläufig los waren. Mit Schrecken aber dachten wir an ihre Rückkehr. Sie kamen aber erst nach 14 Tagen zurück; denn sie konnten Ham nichts anhaben. Seine Höhle, die sie belagerten, soll unzugänglich sein, und zu einem ernsthaften Angriffe waren die Sutu viel zu zaghaft. Sie hielten sich immer in sicherer Ferne, sodaß die Belagerten immer Raum und Zeit genug hatten, sich Nahrungsmittel aus den umliegenden Kornfeldern zu verschaffen. So war denn gar keine Aussicht, weder seine Festung durch Bestürmung einzunehmen, noch ihn durch Aushungern zur Uebergabe zu zwingen. Ihre, der Sutu, einzigen Heldentaten bestanden darin, daß sie die Umgegend in kleinen Abteilungen durchstreiften, um Kraale, Häuser und Gras abzubrennen und hülflose Leute niederzustechen. Das Land sah jämmerlich, verlassen und öde aus. Einige Freunde aus der Nachbarschaft, die zu der Königspartei gehörten, besuchten uns ab und zu. Die meiste Zeit herrschte Totenstille, unterbrochen nur durch das Geschrei der Vögel und das Geheul der Hunde, die sich auf den Brandstätten der Kraale und auf den Bergen umhertrieben. Die Luft war Tag und Nacht mit Rauch angefüllt, trocken und heiß. Auch des Nachts, wo es sonst um diese Jahreszeit so stark taute, fiel kein Tropfen Tau. Das Land war im weiten Umkreise, fast überall, durch Feuerbrand des Graswuchses beraubt und gleichsam in Trauerkleider gehüllt. Dazu waren wir von jeglichem Verkehr mit den übrigen Stationen abgeschnitten. Das trübe Bild der Außenwelt spiegelte sich wieder in unserm Gemüte und erfüllte die Seele mit dunkeln Ahnungen.

Die Sutu kamen nicht nur nicht weiter in ihren Unternehmungen gegen Ham, sondern erlitten durch ihre Nachlässigkeit noch obendrein große Verluste Sie richteten sich nämlich auf Hams verlassenen Kraalen ganz gemütlich ein, schlachteten Vieh, aßen Fleisch und ergaben sich des Nachts der sichern Ruhe. Hams Leute merkten das bald, gingen des Nachts nach einem der Kraale und fanden den Feind in ruhigem Schlafe. Sie umzingelten den Kraal und steckten ihn in Brand, und als die Schlafenden zu sich selbst kamen, befanden sie sich mitten im Feuer und vom Feinde umgeben. Gegen 500 Mann sollen niedergemacht und nur wenige entkommen sein. Ihr Mut wurde durch diesen Vorfall wieder stark erschüttert; sie gaben zeitweilig die Belagerung auf, um sich von diesem Schrecken zu erholen. Am 1. Sonntage nach Trinitatis kamen sie zurück und machten uns wieder einen dreitägigen Besuch. Da haben sie dann getobt und gewütet, daß es nicht zu beschreiben ist

Wie Tiger kamen sie angestürzt, umstellten und umbrüllten das Haus. „Gib Hams Sachen heraus, du hast sie versteckt," so brüllte es aus allen Kehlen. Und da wir das Haus verschlossen hatten, nahmen sie ihre Gewehrkolben und Knittel und schlugen damit die Fenster ein und gegen die Haustüren. Wir mußten öffnen und nun strömten sie herein und fielen über Küchengeräte und andere Sachen her, rafften die Betten zusammen, schnitten sie draußen auseinander, schütteten die Federn aus und nahmen die Ueberzüge mit. Mein Pferd, 8 Schafe und ein Zugochse wurden auch ihre Beute. Hätte der liebe HErr nicht noch in der höchsten Not Seinen Engel gesandt, den Er diesmal aus den Leuten dieser Sippschaft selber sich zu bereiten gewußt, so hätten sie alles geraubt, Kisten und Kasten zerschlagen und schließlich uns das Zeug vom Leibe gerissen, und wer weiß, was uns sonst noch geschehen wäre.

Als sie mitten im Rauben waren, kam ein kräftiger Mann, der Ansehen unter ihnen genoß, mit noch etlichen andern handfesten Leuten und nahm sich unser an. Sie mußten aus dem Hause hinaus, und er wehrte sie mit seinen Leuten von innen, so viel er konnte, ab. Ganz hörte das Rauben noch nicht auf, sie drangen noch immer stellenweise wieder herein und stahlen; denn wir konnten auch mit dieses Mannes Hülfe nicht alles überwachen. Als es Abend wurde, nahmen sie fast alle Räume in Beschlag, kaum behielten wir noch unsere Wohnstube und Schlafkammer für uns. An Schlaf war natürlich nicht zu denken.

Zwei Arbeitskaffern, die uns nur noch geblieben waren, gingen nun auch weg. Den einen wollten sie durchaus erstechen. Es war in unserer Schlafkammer, wo sie ihn umzingelten und die Spieße auf ihn gerichtet hielten. Glücklicherweise kam sein Verwandter dazu und rettete ihn aus ihren Händen. Am Montag trieben sie es noch ebenso, bis nachmittags Umnyamana und die beiden Brüder Cetshwayos kamen, sie auseinander trieben, schalten und schlugen. Cetshwayo habe ausdrücklich den Befehl gegeben, sagten sie, daß den Missionaren kein Leid getan werden solle. Am Dienstag zogen sie fort und lagerten sich dreiviertel Stunden von der Station, wo sie sich 14 Tage aufhielten. Aber sie kamen doch in dieser Zeit fast jeden Tag zu uns und erkundigten sich, ob wir Hams Leute gesehen hätten. Dann machten sie die Runde ums Haus und warfen gierige Blicke durch die zerschlagenen Fenster. Am 12. Juni Nachmittags kam das Heer wieder zurück in der Absicht, bei uns zu übernachten, um den Morgen darauf nach Hams

Höhle zurückzukehren und die Belagerung zum zweiten Male zu beginnen. Sie blieben aber nicht bis zum Morgen, sondern gingen schon um 10 Uhr abends fort zu unserer großen Freude.

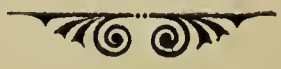
Am 21. Juni bekamen wir einen ganz unerwarteten Besuch. Des Morgens um 3 Uhr kamen die lieben Geschwister Hörmann als Flüchtlinge zu uns. Sie waren die ganze Nacht gegangen, um nicht gesehen werden. Bruder Hörmann hatte den schweren, weiten Weg sein kleines Kind und noch andere Sachen dazu tragen müssen. Sie brachten uns die traurige Nachricht, daß unser lieber Bruder Schröder auf seiner Station ermordet sei. Bis dahin hatten wir, so sehr sie uns quälten, keine Besorgnis, daß sie die Hand an uns legen würden; nun aber sahen wir, in welcher Gefahr wir waren. Wir empfahlen uns dem Schutze des HErrn, und Sein Erbarmen hat uns gerettet.

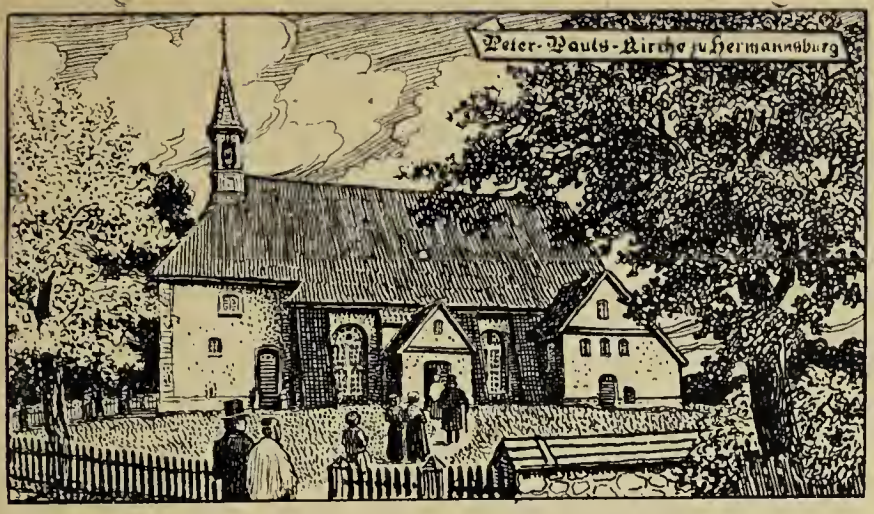
Das Sutuheer hatte mit der zweiten Belagerung ebenso wenig Glück wie bei der ersten. Schon fingen sie an, Ham ganz bescheidene Friedensbedingungen anzubieten. Er sollte sein Land, Hab und Gut und alles behalten, nur sollte er zum Könige gehen und sich dem unterwerfen. Ham aber traute dem Handel nicht, vielmehr sahe er, und wohl mit Recht, eine List darin, durch welche man ihn aus seinem Verstecke herauslocken wollte. „Wie kann ich zum Könige gehen," gab er ihnen zur Antwort, „wenn ihr mich belagert; erst hebt die Belagerung auf und zeigt damit, daß ihr es mit den Friedensbedingungen ehrlich meint, dann werde ich mich unterwerfen." Die Anführer der Sutu glaubten seinen Worten und zogen ab. Ham lachte ins Fäustchen, und zum Könige ging er nicht. Er vereinigte sich vielmehr mit Usipepu, beide Heere marschierten zum Angriff auf Cetshwayos Hauptkraal. Cetshwayo hatte soeben ein großes Heer zusammengerufen, um dasselbe gegen Usipepu abzuschicken. Letzterer aber ersparte ihm den Weg. Denn schon am 21. Juli früh morgens stand Usipepu mit seinem Doppelheer vor den Toren. Cetshwayos Heer wurde in größter Eile in Schlachtordnung gestellt; es zitterte aber schon an allen Gliedern. Kaum war der Angriff gemacht, als das große Heer Cetshwayos wie Spreu vor dem Winde auseinanderstob und den König mit seiner Umgebung im Stiche ließ und fast alle, die um ihn waren, wurden niedergestochen; Cetshwayo entkam mit einer leichten Wunde und entfloh in das Gebiet der Engländer. Diese nahmen ihn auf und gewährten ihm Schutz, bis er am

8. Februar 1884 starb. Englische Zeitungen meldeten, er wäre an einem Herzleiden gestorben. Das Gerücht aber ging, daß er vergiftet wäre und zwar von seinen nächsten Verwandten.

Mit der Flucht Cetshwayos trat eine Zeit gänzlicher Regierungslosigkeit ein. Sein Heer löste sich in Räuber- und Mordbrennerbanden auf. Das ganze Land wurde nun viel unsicherer, als es jemals gewesen war. Man konnte keine Nacht ruhig schlafen. Hörte man Hundegebell, so mußte man vermuten, daß eine Bande im Anzuge sei. Oft sind sie in unserer nächsten Nähe gewesen und haben gemordet. Doch hat der HErr uns immer gnädig behütet. Endlich als die Not am größten war, mischten sich die Transvaal-Bauern ein. Sie geboten Ruhe und traten energisch mit bewaffneter Hand den Unruhen entgegen. Cetshwayos Sohn, Dinusulu, setzten sie zum Könige ein. Freilich suchten die Bauern ihren Vorteil. Denn wohl ziemlich den dritten, und zwar den besten Teil des Sululandes nahmen sie für ihre Dienste in Anspruch und gründeten dort die „neue Republik" mit der Hauptstadt Vryheid. Mag dem nun sein, wie es will; das Verdienst, dem Blutvergießen ein Ende gemacht und dadurch den Sulu eine wahre Wohltat erwiesen zu haben, kann ihnen niemand absprechen. Auch uns Missionaren, die wir im Sululande wie in der Gefangenschaft saßen, haben die Bauern Gutes erwiesen. Gleich schickten sie eine bewaffnete Gesandtschaft, die uns von unseren Stationen abholte und über die Grenze brachte.

Mit dem Sulureiche und seinem Königtume ist es nun gänzlich zu Ende. Der letzte Thronerbe aus Tyakas Hause, der obengenannte Dinusulu, sitzt jetzt als Staatsgefangener auf St. Helena, wie einst Napoleon I. Die Bauern und die Engländer haben sich das Sululand angeeignet. Der Nationalstolz der Sulu, der dem Evangelium so hinderlich war, ist nun gründlich gebrochen. Nun ist zu hoffen, daß eine bessere Zeit für die Missionsarbeit eintritt. Etwas ist schon davon zu merken, wie die Stationsberichte der Missionare zeigen. Möge es in diesem Stücke noch immer besser werden! Auch hat unsere Mission die Stationen im Sululande, die J. Dunn uns raubte, von der englischen Regierung zurückerhalten. Dem HErrn sei Ehre und Preis, der auch Kriege und Blutvergießen in Seiner Hand hat und zur Erbauung des Reiches Seines lieben Sohnes dienen läßt!





Lebensbeschreibung des Pastor Louis Harms.

Verfaßt von seinem Bruder und Nachfolger **Theodor Harms.**

Neue Ausgabe.

8. Auflage. Mit Bildern vom Kunstmaler H. Barmführ. **In Leinen gb. Mk. 3.80.**

Dem Kenner dieser trefflichen Lebensbeschreibung braucht man sie nicht mehr zu empfehlen; nachdrücklichst aber seien Nichtkenner darauf hingewiesen. „Ev.-luth. Missionsblatt, Leipzig".

Es ist ein echtes Volksbuch, zumal in der vorliegenden Auflage, die Barmführ, dem wir schon viele Hermannsburger Bilder verdanken, mit vielen der Hermannsburger Art charakteristischen Bildern geschmückt hat, die uns das dargebotene Lebensbild aufs schönste veranschaulichen helfen. „Deutsche Volkszeitung".

Es ist sehr erfreulich, daß diese interessante Lebensbeschreibung des Gründers der Hermannsburger Mission und gottbegnadeten Predigers und Seelsorgers abermals in einer neuen Auflage erscheinen kann. Möchte es in denjenigen Familien, welche das für jedermann verständlich geschriebene Buch noch nicht besitzen, Eingang finden. Es sollte auch in keiner Volksbibliothek fehlen. „Ostfries. Sonntagsbote".

Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg.

Hannoversche Missionsgeschichte

Von Missionsdirektor Pastor D. theol. **G. Harms.**

Band 1. **Von der Pflanzung der christlichen Kirche in Friesland und Sachsen bis zur Entstehung der Hermannsburger Mission.**
2., verbesserte und vermehrte Auflage. 419 Seiten.
Brosch. Mk. 2.80, geb. Mk. 3.60.

Ein reiches, interessantes Material, für dessen Sammlung und Darbietung (und Vermehrung!) der Verfasser den großen Dank aller Missionsfreunde verdient! Seite für Seite merkt man, wie er allen Spuren des Missionslebens, das sich in Hannover (wie in den Nachbargebieten von Bückeburg, Bremen, Oldenburg und Braunschweig) zeitig geregt hat, nachgegangen ist und wie er in der Geschichte seines (engeren und weiteren) Vaterlandes lebt. — Auch die Form der Darstellung, die das Werk zu jedermanns Lektüre geeignet macht, muß lobend anerkannt werden, da es nicht leicht war, die Fülle der Einzelheiten so darzubieten, daß man sie mit Interesse liest.
„Theolog. Literaturbericht".

Band 2. **Die Geschichte der Hermannsburger Mission von 1849 bis zu Louis Harms' Tode.**
2., verbesserte und vermehrte Auflage. 640 Seiten.
Brosch. Mk. 4.—, geb. Mk. 5.—.

Dieser zweite Band der Hannoverschen Missionsgeschichte, speziell der Hermannsburger in ihrer Entstehung und Entwicklung bis zum Heimgang ihres Gründers (1865), ist zugleich eine lebensvolle Darstellung der priesterlichen Persönlichkeit von L. Harms. Wie dieser Gottesmann seine Hermannsburger Bauerngemeinde zu einer Missionsgemeinde herangezogen, wie er wie ein liebender Vater das Missionshaus und seine Missionare draußen leitete, sein Missionsblatt schrieb und seinen ausgedehnten Briefwechsel führte und dabei Gottes mächtige Durchhilfe und Leitung erfuhr — das alles ist eine höchst erbauliche und den Glauben stärkende Lektüre, die dem Buch einen mehr als geschichtlichen Wert verleiht. . . . Das ganze zerfällt in 18 Kapitel, die unter charakteristische Gesichtspunkte gestellt sind. „Missions-Magazin".

Der 3. Band erscheint voraussichtlich im Jahre 1912.

Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg.

Kleine Hermannsburger Missionsschriften.

Nr. 1. **Unter den Bamalete** in Betschuanaland. Von G. Haccius. 10 Pfennig.

„ 2 **David Livingstone,** der große Missionar und Erforscher Afrikas. Von G. Haccius. 20 Pfennig.

„ 3. **Eben-Ezer,** eine Missionsstation unter den Bapo. Von G. Haccius. 10 Pfennig.

„ 4. **Joseph,** ein Blutzeuge Christi auf Enhezane in Sululand Von Fr. Fröhling. 10 Pfennig.

„ 5. **Der Sulukrieg in Südafrika.** Von H. Kück. 20 Pfennig.

„ 7. **Radha,** die Frau des Harritschendra. Ein Bild aus dem ind. Frauenleben. Aus dem Engl. von Th. Petersen. 20 Pfg.

„ 8. **Harritschendra** oder die Bekehrung eines Brahminen (Fortsetzung von Nr. 7). Von Th. Petersen. 10 Pfennig.

„ 9. **August Mylius,** der gesegnete Begründer und erste Propst der Hermannsburger Telugumission. Von Th. Petersen. 20 Pfg.

„ 10. **Bala Sundari Tagore.** Eine Erzählung von der Bekehrung einer Hindufrau zum Christentum. Aus dem Englischen von Th. Petersen. 10 Pfennig.

„ 11. **Bethanie,** eine Stätte des Lebens unter den Bakuena. Von G. Haccius. 20 Pfennig.

„ 13 **Erinnerung an Kodaikanal,** unserer Gesundheitsstation in Indien. Von J. Wörrlein. 10 Pfennig.

„ 14. **Paul Otto Petersen.** Von 1875—1888 Missionar in Indien Von J. Wörrlein. 10 Pfennig.

„ 18. **August Lohann.** Von 1862—1897 Missionar in Transvaal (Südafrika). Von W. Wendebourg. 20 Pfennig.

„ 19. **Vier Tage aus dem indischen Missionsleben.** Von J. Wörrlein. 10 Pfennig

„ 20 **Daß die Hermannsburger Mission sichtlich ein Werk Gottes ist.** Von G. Haccius. 20 Pfennig.

„ 21. **Peter Wilhelm Heinrich Lüchow.** Von 1880—1893 Missionar in Indien. Von J. Wörrlein. 10 Pfennig.

„ 23. **Reise von Gudur über Jerusalem nach Hermannsburg.** Von J. Wörrlein. 50 Pfennig.

„ 24. **Der Betschuanen-Missionar Wilhelm Behrens zu Bethanie** in Südafrika. Von G. Haccius. 50 Pfennig.

„ 25. **Christian Kohlmeier.** Von 1880—1901 Missionar in Indien. Von J. Wörrlein. 10 Pfg.

„ 26. **Indiens Wunden und ihre Heilung.** Vortrag, gehalten auf d. Missionsfest zu Hameln am 23. Juni 1901 von E. Schulz. 10 Pfg.

„ 29. **Die Mädchenkostschule** auf der Station Gudur in Indien. Von E. Schulz. 20 Pfg.

„ 30. **Ein Frauenleben im Sululand.** Von Chr. W. Dedekind. 20 Pfennig.

Verlag der Missionshandlung, Hermannsburg i. H.

Nr. 31. **Ist in Indien eine besondere Frauenmission nötig?** Von J. Wörrlein. 10 Pfg.

„ 32. **Karl Scriba.** Von 1868—1897 Missionar in Indien. Von J. Wörrlein. 10 Pfg.

„ 33. **Johann Hinrich Nagel,** der getreue Freund der Hermannsburger Mission. Von G. Haccius. 20 Pfg.

„ 34. **Gott breite Japhet aus.** Eine Missions- und Kolonialpredigt über 1. Mose 9, 27 von G. Haccius. 10 Pfg.

„ 35. **Lichtbilder aus dunkler Kriegszeit in Transvaal.** Von G. Haccius. 10 Pfg.

„ 36. **Die Hermannsburger Mission in Südafrika in und nach dem Burenkriege.** Von M. Wecken. 10 Pfg.

„ 37. **Friedensbilder aus unruhiger Kriegszeit in Transvaal.** Von G. Haccius. 10 Pfg.

„ 38. **Der Betschuanen-Missionar und Propst Christoph Penzhorn zu Saron** in Südafrika. 50 Pfg.

„ 39. **Der Betschuanen-Missionar Georg Behrens zu Harmshope** in Südafrika. 20 Pfg.

„ 40 **Erfahrungen und Erlebnisse auf Predigtreisen.** Von C. Scriba. 10 Pfg.

„ 41. **Aus der Drangsalszeit des südafrikanischen Lüneburg.** Von H. Schulenburg. 10 Pfg.

„ 42. **Die ersten Missionsberichte von Louis Harms.** 20 Pfg.

„ 43. **Wie der HErr einen Starken findet und zieht.** Aus dem Englischen von Th. Petersen, Missionar. 10 Pfg.

„ 44. **Jai Singh, der tapfere Sikh. Siwa Das, der Hindudoktor.** Von Th. Petersen. 10 Pfg.

„ 45. **Die asiatische Welt und die lutherische Kirche.** Von K. Röbbelen. 10 Pfg.

„ 46. **Lutherische Missionsarbeit an einem aussterbenden Volke.** Von Pastor W. Wendebourg 20 Pfg.

„ 47. **Eine indische christliche Hochzeitsfeier mit Hindernissen. Tarakei.** 10 Pfg.

„ 48. **Festbericht zum fünfzigjährigen Dankfest 1899,** enthaltend einen Überblick über die Geschichte der Hermannsburger Mission und den Bericht über das Jahr 1898. Von D. G. Haccius. 2. Auflage. 20 Pf.

„ 49. **Was wollen wir für die Aussätzigen tun?** Von Missionar N. Wittmann. 10 Pfg.

„ 50. **Müden in Natal von 1859 bis 1909.** Von Miss. H. Wiese. 10 Pfennig.

Die fehlenden Nummern sind vergriffen.

Diese Sammlung wird fortgesetzt.